Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 17 (1961)
Heft: 4

Artikel: Die umstrittenen meedchen
Autor: Ziegler, Armin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420655

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Herkunft des Wortes mit e oder ä schreibt. Bei den langen Lauten jedoch wird auch die Schreibung mit zur Unterscheidung von e und ä helfen.

Die umstrittenen meedchen*

Armin Ziegler

Es muß Leu zugestanden werden, daß der ausgangspunkt seiner betrachtungen unanfechtbar und gesund ist. Gerne geht man mit ihm einig, wenn er vorausschickt, daß die siebssche aussprache, die vor mehr als einem halben jahrhundert aufgezeichnet worden ist, die hochdeutsche aussprache keineswegs *endgültig* festlegt.
Dann aber trennen sich unsere wege: daß diese regelung endgültig und für alle zeiten sei, dürfte kaum je ein wirklich sachkundiger behauptet haben. Auch ihr begründer Siebs mit seiner aufgeschlossenheit allem sprachlichen gegenüber wird an starrheit und ewige gültigkeit jeder einzelnen seiner im einvernehmen mit namhaftesten künstlern und germanisten getroffenen bestimmungen nie gedacht haben. Jedenfalls hat er selbst schon von allem anfang an und grundsätzlich die möglichkeit, ja die notwendigkeit von abweichungen und freiheiten ins auge gefaßt; so schreibt er von regional bedingten anpassungen und weist zum beispiel auf den einfluß von sprechsituationen, affektbelastung usw. bei der tonfärbung hin. Gleichzeitig warnte er aber auch eindringlich davor, diese oder jene aussprache als „klangschöner" vorzuziehen, da solche ansichten „meistens äußerungen subjektiven geschmackes" seien, und er fügte bei, „es hieße der willkür tor und tür öffnen, sollte man sie ernst nehmen und ihnen bei feststellung der normen ein recht einräumen".
Nun könnte es sich aber gerade bei der geschlossenen e-aussprache des langen ä-lautes um eine solche „äußerung des subjektiven geschmackes" handeln und damit um eine möglicherweise (trotz vorläufigem überhandnehmen) vorübergehende, kurzlebige modeerscheinung. Dies um so eher als schließlich das ä umlaut des a, also diesem näher (nicht neher) verwandt ist als dem spitzen e. Karl Leus hinweis darauf, daß in diesem fall die quantitätsbestimmung der vokale „kurz/offen, lang/geschlossen" verletzt wird, kann nicht überzeugen, wir haben eben eine ausnahme mehr neben all den sonstigen, logisch oft viel weniger vertretbaren, denen die fonetischen gesetze nun einmal notgedrungen unterworfen sind.

* Auf Wunsch des Verfassers klein geschrieben.

Gewiß, die sprache ist etwas lebendiges, muß etwas lebendiges sein und bleiben. Sie ist damit auch, wie alles lebende, stetigem wandel unterworfen, nicht starr. Sie muß sich weiter entwickeln, will sie lebendig bleiben. Beim Duden, dem regler des geschriebenen wortes, ist die beachtung solchen sprachwandels ganz offensichtlich; auflage nach neuauflage trägt ihm rechnung und paßt sich neuen gegebenheiten an. Zweifellos wird auch der Siebs, der jüngere „Duden des verlauteten wortes" in wachsendem maße es nicht anders halten. Bereits können wir beobachten, daß dem zug der zeit gehorchend zum beispiel die forderung nach dem zungenspitzen-r erst abgeschwächt, dann (leider!) aufgegeben worden ist und daß die erben und nachfolger Siebs' sich, erfreulicherweise, vom ursprünglich verlangten (aber stimmschädigenden) nördlichen glottisschlag im vokaleinsatz entschieden abwenden.

Wechsel, wandel, wachstum also: ja! Solange aber neuerungen in der hochlautung nicht von maßgebender seite gebilligt, gewissermaßen „gesellschaftsfähig" erklärt sind, dürften mißtrauen und äußerste vorsicht am platze sein. Und für uns schweizer ist zurückhaltung ganz besonders geboten, haben wir doch bereits weitgehend (in manchem punkt vielleicht schon zu weitgehend?) siebssche regelungen unserm nationalen sprachempfinden geopfert. Alles was im „Siebs" unserm ohr unschweizerisch, allzu „deutsch" klingt, hat der „Schweizersiebs" ausgemerzt. Soll und darf nun neuerdings fremd anmutendes sprachgut eingeschmuggelt werden? Typisch nordisches, nicht einmal in mitteldeutschland anerkanntes sprachgut, das uns zudem neben dem mundartlich häufig sogar übertroffenen heimischen ä doppelt geziert anmuten und abstoßen müßte. Man ersetze nur einmal in gedanken im „allemand fédéral" eines berners oder baslers das überbreite — an sich ja auch unschöne und hochsprachlich unstatthafte — ä durch das helle e. Wenn wir uns schon nicht an Siebs halten wollen und nicht einmal mehr an unsern Schweizersiebs halten, was wird dann noch bleiben als leitfaden für unsere sprechkultur?

Wie an dieser stelle bereits Otto Berger ausgeführt hat, kämpfen auch in deutschland die führenden fachmänner und sprecherzieher gegen die überhandnehmende keese-seuche. Nur eine verschwindend kleine minderheit (Krumbach-Balzer u. a. in seinem übungsbuch) setzt sich für das auf e verengte ä ein, und es fällt auf, daß diese wenigen aus gegenden und arbeitskreisen hervorgingen, in denen, wie bei uns, ein überbreites mundart-ä die hochsprachliche lautung bedroht.

Paradoxerweise scheinen die ä-revolution und ähnliche unsitten, im gegensatz zu den üblichen nachlässigkeiten, gerade dort ihren ursprung zu nehmen, wo bestes hochdeutsch angestrebt wird, wo man es also am wenigsten vermutet. Wohlmeinende, übereifrige gemüter sind der irrigen ansicht, daß auch beim ä, wie sonst so weitgehend, allein das aus dem norden stammende lautgerecht sei. Zum glück haben sie noch halt gemacht vor dem spitzen sp und st. Mancher dieser meinung entspringende import wäre erwähnenswert, man denke beispielsweise an eigenmächtige betonungen und akzentsetzungen, die sich eingeschlichen haben von der waterkant her, doch würde das hier zu weit führen: für heute geht es ja nicht um einzelfälle, es geht um grundsätzliches, und da dürfte *ein* aktuelles, warnendes beispiel genügen.

Sollten je einmal die bösen bären als süße beeren sich beweehren (statt bewähren), so würde die hochsprache schon eines wertvollen lautunterschiedes beraubt sein. Würde solcher willkür dann weiterhin, wie es wohl unvermeidlich wäre, „tor und tür geöffnet", so geriete mit der zeit das ganze von Siebs mühevoll errichtete gebäude in gefahr, und ohne gültige normen müßte früher oder später das deutsche sprachgebiet in die vorsiebssche sprachanarchie zurückfallen. Den anfängen soll man wehren. Und pflicht ist das der bühne, des rundfunks und, bei weitem nicht zuletzt, der lehrerschaft.

Oh Teeler weit . . .

Die beiden Hauptargumente für oder wider einen neuen Klang in der Aussprache des ä sind wohl: Ungepflegte Aussprache — Verflachung des Sprachklangs; hält das erste Argument dem zweiten stand? Hält es ihm so stand, daß wir ihm zuliebe aus dem langen ä ein e werden lassen, daß wir einem Selbstlaut eine Klangschattierung wegnehmen, die ihm doch bisher nach allgemeinem Geschmack recht gut zu Gesichte gestanden hat? Die Erklärung in Heft 3, S. 91 oben, ist zwar sehr logisch, aber ich meine, daß das ä eben eine Ausnahme bleiben *muß,* daß es deshalb nicht mit ö und ü verglichen werden kann, weil diese beiden Selbstlaute auch in ihrer langen und geschlossenen Aussprache das bleiben, was sie sind, nämlich ö und ü, wogegen ä halt einfach nicht mehr ä wäre, sondern e! Auf der einen Seite befürworten wir eine Vereinfachung unserer Rechtschreibung, wollen Substantive klein schreiben, liebäugeln auch sonst mit einer recht umstürzlerischen Reform, indem wir an die Möglichkeit Aussprache = Schreibweise denken, und dann sollen wir ausgerechnet unsere lieben Veeter mit ä schreiben? *gs*

Die Entwicklung der hochdeutschen Aussprache *Otto Berger*

Herr Dr. Karl Leu bezeichnet selber seine Auffassung als ketzerisch — und Ketzer stehen gewöhnlich allein. Das heißt, er findet es ganz in Ordnung, daß

die von der Wasserkante ausgehende und sich nach Süden ausbreitende Verniedlichung des offenen langen ä zu einem geschlossenen langen ee auch von den schweizerischen Sprechern übernommen werde. Diese Entwicklung hält er für „unaufhaltbar". Abgesehen davon, daß sie eine Verarmung des deutschen Sprachklangs bedeutet, kann man sich fragen, ob wir Schweizer so ohne weiteres eine unser Empfinden fremd anmutende, unser Ohr verletzende Gewohnheit annehmen sollen?

So weit sind wir heute noch nicht. Und es wäre zu bedauern, wenn es einmal dazu käme. Herr Dr. Karl Leu, der dem norddeutschen Zauber völlig verfallen zu sein scheint, hat wohl keine Ahnung davon, wie sehr es dem Ansehen des Hochdeutschen bei vielen einheimischen Hörern schadet — denn das aus den bekannten politischen Gründen entstandene Mißtrauen gegenüber der Schriftsprache ist noch nicht überwunden — wenn ihnen der Lautsprecher *Keese* serviert, allm*ee*hlich einsetzende Niederschl*ee*ge ankündigt und meldet, unsere Landesv*ee*ter, die Bundesr*ee*te, hätten in vertr*ee*glichster Stimmung einen Ausflug in die bündnerischen Alpent*ee*ler unternommen.

Ein Mitarbeiter wh. hat in der „NZZ" meinen Beitrag „Mißleitete Aussprache des Hochdeutschen" durch folgenden Nachtrag ergänzt:

„Bei dieser Gelegenheit darf wieder einmal auf unsern Schweizer ‚Siebs' hingewiesen werden, ein Heft von 48 Seiten, das 1957 von Prof. Dr. Bruno Boesch unter dem Titel *‚Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz'* im ‚Schweizer-Spiegel'-Verlag herausgegeben wurde. Es enthält eine vorzügliche Wegleitung für ein gutes, dialektfreies, aber doch in der schweizerischen Sprachatmosphäre wurzelndes Hochdeutsch, das die *bekannten Überspitztheiten der norddeutschen Aussprache* meidet, die unsern Ohren so geziert klingen. Diese Aussprache-Richtlinien sind das Ergebnis gewissenhafter Untersuchungen und eingehender Beratungen der zu diesem Zweck ins Leben gerufenen schweizerischen Siebskommission, die unter dem Vorsitz von Radiodirektor Dr. Jakob Job namhafte Vertreter der schweizerischen Studios, der Universitäten, der Volks- und Mittelschulen, der Kirchen, der Sprachvereine und der Bühne vereinigte. Es stände bedeutend besser um das gesprochene Hochdeutsch in unserm Lande, wenn diese verdienstliche Arbeit vornehmlich von allen denen beachtet würde, die sich als Redner auf der Kanzel, am Vortragspult, in Ratssälen und am Mikrophon der Schriftsprache bedienen."

Die Meinung eines Radioregisseurs

Im „Sprachspiegel", Ausgabe Mai/Juni 1961, stellt Dr. Karl Leu die Frage zur Diskussion, ob der mit ä geschriebene, lange und offene Laut heute nicht allgemein als langes, geschlossenes e auszusprechen sei. Also: Keese (statt Käse), Veeter (statt Väter), Teeler (statt Täler) usw. Die Vorschrift von Siebs, das ä sei lang und offen auszusprechen, bezeichnet der Einsender als überholt; sie werde fast unbewußt abgelehnt. (Von wem?)

Seine ketzerische Ansicht — er bezeichnet sie selbst als solche — darf nicht unwidersprochen bleiben! Abgesehen davon, daß Wörter wie Ehre und Ähre nicht mehr zu unterscheiden wären, würde die Aussprache geziert und maniriert klingen. Man lese nur einmal laut den folgenden Satz: „Die Veeter erkleerten, ihre Antreege, neue Schulreete zu weehlen, dürften nicht verjeehren." Wie schröcklich foin klingt das doch! Mein Beruf als Hörspielregisseur bringt mich mit den besten Interpreten der deutschen Sprache zusammen; keiner von ihnen würde sich jemals dazu verstehen, die von Herrn Dr. Leu empfohlene Aussprache als „Weiterentwicklung der deutschen Hochsprache" anzuerkennen und anzuwenden.

Otto Berger, der bekannte Vorkämpfer für gutes Deutsch, hat sich unlängst

in der „Neuen Zürcher Zeitung“ und in der „Schweizerischen Lehrer-Zeitung“ energisch gegen die Seuche einer mißleiteten Aussprache des Hochdeutschen, die das lange ä zu einem langen e verfälscht, gewehrt. Recht hat er.

Werner Hausmann

„Kneeblein“

(Zu Heft 3, Seite 90/91.) Ich muß Herrn Dr. Leu widersprechen; denn mir scheint die Aussprache „Keese“ nichts als eine norddeutsche Eigen- oder auch Unart zu sein. Sie ist nicht nur siebs-widrig — wie „Freiburch“ statt „Freiburkh“ —, sondern bei uns im Süden des deutschen Sprachgebietes nach meiner Erfahrung immer noch höchst selten, zum Glück. Die „Kneeblein“ unseres Kaplans in der 1. Klasse der Primarschule, um 1926, waren mir Ostschweizer Knirps höchst auffällig und sind mir daher in lebhafter Erinnerung geblieben; aber seither habe ich, außer in Norddeutschland oder von Norddeutschen, kaum mehr Ähnliches gehört. Der Siebs hat guten Grund, am Unterschied zwischen langem ä und geschlossenem e festzuhalten. Diese Ausnahme von der Regel über den Wechsel von offenem Selbstlaut bei Kürze zu geschlossenem bei Länge, wie es für i, o und u durchgehend gilt, ist ein wichtiger Bestandteil unserer Ausspracheordnung. Die „V*ä*ter“ kommen nun einmal vom „Vater“ und gehören zum „V*a*ter“, zum Lautbereich des a. Daß langes ä lautlich mit dem kurzen, geschlossenen e zusammenfällt, ist nicht so verwirrlich, daß ein Verwischen der Unterschiede zwischen langem e und langem ä wünschenswert sein könnte. Leider versagen unsere Schulen noch weithin in Bezug auf die gute Aussprache des Hochdeutschen. Ganz im Gegensatz zum Fremdsprachenunterricht, wo es manchem Lehrer nicht pariserisch oder oxfordisch oder toskanisch genug tönen kann! *A. H.*

Zehn Minuten Sprachkunde

Verzwickter Satzbau

Mein Freund Dagobert hat auf sprachlichem Gebiet tüchtig aufgeholt und mich in einem Falle nicht nur eingeholt, sondern sogar überholt. „Gibst du zu“, fragte er dieser Tage, „mir in deinem letzten Brief geschrieben zu haben: ‚Diese Fassung ist schlecht und versteht keiner‘?“ — „Warum soll ich es leugnen“, erwiderte ich, „schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das scharf sich handhabt wie des Messers Schneide.“ — „Abgesehen davon“, sagte Dagobert, „daß ein Mann in deinen Jahren den Unterschied zwischen Jugend und Alter kennen sollte, hast du wieder einmal falsch zitiert. Es heißt bei Schiller nicht: ‚... das scharf sich handhabt ...‘, sondern: ‚... das schwer sich handhabt ...‘“ — „Na gut, dann schwer. Mach es mir also nicht so schwer, und sage mir endlich, was du willst.“ — „Du gibst also zu, diesen Satz geprägt zu haben; dann präge dir ein, daß das ausgeprägter Unsinn ist.“ — „Wie kann etwas Unsinn sein, was einen Sinn hat?“ — „Daß der Satz einen Sinn hat, bestreite ich nicht; aber grammatikalisch gesehen, ist und bleibt er Unsinn: Du hast nämlich das Subjekt ‚diese Fassung‘ gleichzeitig zum Objekt gemacht.“ — „Das mach mir erst einmal nach“, erwiderte ich; immer noch nicht aus der Fassung gebracht, wenn auch langsam erfassend, daß mich mein Freund jetzt gefaßt hatte.